№ 29 — 1901

Neue Gartenlaube.

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Rächerin.

Roman in zwei Teilen von Otto Bergmann. [3]

(Fortsetzung.)

Es war auch leicht möglich, daß ein Blitz plötzlich eine der leichten Holzhütten der Kolonie in Brand steckte, und dann war das ganze Eichenau den Flammen verfallen.

Unter diesen Umständen dachte Mutter Kriegel nicht ans Märchenerzählen. Während ihr von seinem harten Tagewerk bis zur Erschöpfung ermüdeter Mann auf seinem Bretterstuhle eingeschlafen war, brütete sie vor sich hin und fuhr nur von Zeit zu Zeit empor, wenn ein besonders heftiger Blitz seinen grellblendenden Schein durch das kleine Schiebefenster hereinwarf, die kahle Stube einen Pulsschlag lang in ein Meer von übernatürlichem Licht tauchend.

Irene lag angekleidet auf einem reinlichen Strohlager. Auch ihren Augen war unter dem wütenden Toben der entfesselten Naturkräfte der Schlummer ferngeblieben. Aber nicht Furcht bewegte Irenes Seele, welche sonst bei Kindern den gewöhnlichen Gemütszustand einem heftigen Gewitter gegenüber bildet. Sie sah es gern, wenn die feurigen Schlangen in Zickzackwindungen den dunkeln Nachthimmel durchfurchten, und nur Mutter Kriegels kurzer, wenn auch gutgemeinter Protest gegen die Ausführung dieses Wunsches hatte das gehorsame Kind davon zurückgehalten, sich als andächtige Zuschauerin bei dem Naturschauspiele am Fenster aufzustellen. So grub sie sich mit dem Behagen der größten Anspruchslosigkeit also in ihr Strohnest ein und verbrachte die Zeit der Finsternis damit, bei jedem Blitz und Donner unbewußt ein schauerndes Entzücken zu empfinden und, ohne den Faden ihres Gedankenganges darüber zu verlieren, wachend von ihrem geliebten, abwesenden Vater zu träumen.



Zudringlich.

Langsam ging die schwüle Nacht dahin. Längst schon war der frühe Morgen im unheimlichen Grau seiner Wolken angebrochen, als endlich Blitz, Donner und Regen aufhörten und Stille in der Natur eintrat. Jetzt erst begann auch Mutter Kriegel, durch den beständig unterbrochenen Halbschlaf der vielen Stunden nur noch müder geworden, fest einzuschlafen.

Als Irene dies bemerkte, stand sie leise von ihrem Strohlager auf. Es litt sie nicht länger auf demselben, da sie doch keine Müdigkeit verspürte, sondern vielmehr das starke Bedürfnis empfand, die frische, von den vorangegangenen Gewittern gereinigte Morgenluft einzuatmen. Sie kannte diesen Genuß aus Erfahrung, da sie eine kleine Frühaufsteherin war. Behutsam schlich sie zum Fenster, um die alten Leute nicht aus dem wohlthätig festen Schlummer aufzustören. Mit geräuschloser Vorsicht schob sie das Fensterchen hoch. So klein die Oeffnung auch war, es quoll doch ein Luftstrom von balsamischer Frische herein, ohne im mindesten kühl zu sein. Während Irene die Erquickung mit vollen Lungen einatmete, fiel ihr plötzlich ein, daß ihr das Fenster einen bequemen Blick auf die väterliche Hütte gewähren mußte. Indessen lag es für ihre kleine Person zu hoch, um hinausgucken zu können.

Rasch holte Irene sich einen hölzernen Schemel herbei und stieg hinauf. Der Anblick des Morgens war unerfreulicher als sein Duft und seine Frische. Farblos schwammen die Nachzügler des vergangenen Unwetters in Gestalt von fahlgrauen Wolken am öden Himmel entlang und die Dorfstraße bot ein trübseliges Bild vollkommener Aufweichung. Allein Irenes Blick heftete sich auf etwas andres. Ueber die beiden schmalen Ackerstreifen und deren Zäune hinweg umfaßte er die väterliche Hütte, die trotz der elenden innern und äußern Beschaffenheit doch traulich zu dem anspruchslosen Kind herüberwinkte. Für sie hatte die Gemeinschaft mit ihrem vergötterten Vater darin auch viele, viele glückliche Stunden gezeitigt.

Da plötzlich durchfuhr ein heftiger Schreck die Seele des Kindes. Die Augen erweiterten sich und starr heftete sich ihr Blick auf das väterliche Häuschen.

Der Vater hatte doch bei ihrem gemein-

samen Fortgehen die Hüttenthür abgeschlossen; sorgfältig abgeschlossen sogar! Irene erinnerte sich dessen genau. War also etwas andres wie maßloses Erschrecken bei ihr möglich, als sie jetzt trotzdem einen fremden Mann aus der Hütte treten sah?! War er ein Dieb?

Irene war ein zu kluges und frühgereiftes Kind, um bei ihrer Wahrnehmung und diesem letzten daran geknüpften Gedanken nach Kinderart gleich entsetzt aufzuschreien. Sie begann vielmehr zu überlegen, ob solcher Verdacht hier am Platze sei. Die Züge des Eindringlings erschienen ihr nicht völlig fremd. Sie mußte ihn schon flüchtig gesehen haben. Wann aber und bei welcher Gelegenheit? Der Mann hatte die Hüttenthür geöffnet und sich dann ruhig in der Haltung eines Wartenden davor aufgestellt. That das ein Dieb? Irene mußte diese an sich selbst gerichtete Frage nach kurzem Nachdenken verneinen. Zudem erinnerte sie sich jetzt öfterer Aussprüche des Vaters, daß es keine Menschen gäbe, die geneigt seien, ihrem Nächsten dessen Elend zu stehlen und daß eine Armut wie die seine das beste Schutzmittel gegen diebische Gelüste andrer sei.

Diese Resultate ihrer Erwägungen beruhigten Irene wieder, wenigstens insoweit, als ihr gefaßter Verdacht dadurch hinfällig wurde. Beunruhigender jedoch wie diese gelöste Frage blieb für sie die andre, deren Lösung ihr nicht gelang: Was hatte jener Mann, der kein Dieb sein konnte, dann in ihrer Hütte zu thun? Woher besaß er einen Schlüssel zu derselben?

Während Irene noch darüber nachgrübelte, sollte ihr das Rätsel auf schreckliche Weise aufgeklärt, sein Schleier wenigstens im nächsten Augenblick schon halb gelüftet werden.

Die Augen des Kindes fielen auf eine Gruppe von fünf Personen, die eben hinter der dem väterlichen Häuschen gegenüber liegenden Hütte hervorbogen.

Langsam schritten die fünf Männer über die Dorfstraße auf Minkens Hütte zu. Vier derselben gingen gebückt, durch die Last einer von ihnen gehaltenen Tragbahre. Der fünfte schritt neben diesem Zug her, von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Bahre werfend, welche man mit einem großen, groben Mantel überdeckt hatte. Diesen nebenhergehenden Mann im grünen Anzug, mit der geschulterten Flinte kannte Irene. Es war Klaus Daberkow, der gräflich Eichensche Förster. Der zuerst erschienene Mann hielt die Thür offen und folgte dann den fünf Männern und der Bahre in die Hütte hinein.

Solange hatte Irenes starrer Blick sich förmlich festgesaugt an der kleinen Gruppe und deren Bewegungen, ohne daß ein Laut über ihre Lippen gekommen war. Jetzt aber brach ein wilder, markerschütternder Weheschrei aus ihrer Brust hervor. Sie hatte begriffen, daß auf jener Bahre ihr herrlicher, heißgeliebter Vater lag, verunglückt! sterbend! vielleicht schon tot!

Die bei dem gellenden Schrei entsetzt aus den Schlaf auffahrenden Kriegels nahmen eben noch mit schlafblöden Augen wahr, daß das Kind, wie von einer Ohnmacht angewandelt, auf der Bank zu taumeln begann und die kleinen Hände um die rostige Eiseneinfassung des Fensters krampfte. Nur zwei Sekunden, dann sahen sie Irene von der Bank herabspringen, an sich vorbei zur Thür eilen, und, nachdem sie mit fliegenden Händen die Riegel zurückgeschoben, aus der Hütte verschwinden.

„Was ist los?“ fragte Kunz verwundert.

„Weiß es nicht, Alter, weiß es nicht!“ meinte Mutter Kriegel betreten unter unbehaglichem Kopfschütteln; „'s muß wohl was Schlimmes sein, Kunz, wenn das vernünftige, kleine Ding so aus der Facon geht über irgend was. Komm, Alter, wir woll'n dem Mädel lieber nachgehen, was?“

Während zwischen dem alten Ehepaar diese Worte gewechselt wurden, war Irene schon im Innern des andern Häuschens angelangt. Wildschreiend hatte sie die Decke von der Bahre herabgerissen und sich über den darauf ruhenden leblosen Körper geworfen.

Der stille Mann, der dort regungslos in blutstarrender Kleidung lag — er war in der That Friedrich Minken.

Irenes furchtbares Schreien war nur der erste Ausbruch ihrer sich allen Empfindungen mit gleicher Leidenschaftlichkeit hingebenden Natur gewesen. Es entsprach dieser vollkommen, daß der laute Schmerz nach kurzer Dauer in einen gänzlich lautlosen umschlug, dessen Stille seine herztreffende Tiefe bewies. Ein Zustand halber Betäubung, eine Art seelischer Ohnmacht bei geöffneten Augen und voller Bewegungsfähigkeit des Körpers begleitete diesen schweigenden Schmerz. Das Leben der Seele und des Geistes, das Bewußtsein des Kindes schien zu steinerner Reglosigkeit erstarrt zu sein, während das organische Leben dabei ohne Störung weiterpulsierte. —

Die gräflichen Bedienten, sowie der Förster Daberkow hatten sich für ein eiliges Fortgehen entschieden, sobald sie den von ihnen hierhergebrachten leblosen Körper Minkens von der Bahre gehoben und, noch zugedeckt, auf die Bettstatt gelegt hatten. Außer der herzzerreißenden Gruppe auf dem elenden Lager befanden sich jetzt nur noch Kunz Kriegel und seine Frau in dem kahlen Raum. Vergebens aber war ihr Bemühen, das Kind von dem leblosen Körper des Vaters zu entfernen. Irene schien von dem gutgemeinten Zureden der alten Leute nicht ein Wort zu verstehen. Ohne auch nur ein einziges Mal den auf des Vaters totenbleiches Antlitz gehefteten, starren Blick zu den beiden Sprechenden aufzuschlagen, blieb sie bewegungslos so liegen, wie sie sich vorhin über den Leblosen geworfen.

Mutter Kriegel war eine verständige Frau. Sobald sie sich von der Nutzlosigkeit all der aufgewendeten Trostworte überzeugte, winkte sie ihrem Mann zu gehen. Sie selbst setzte sich still in eine Ecke nieder, als Kunz die Hüttenthür leise von draußen ins Schloß gezogen hatte. — — — — — — —

Es begann Abend zu werden. Die letzten Lichter des scheidenden Tages waren eben durch das kleine Fenster in die Hütte hereingehüpft, hatten einige Minuten lang wie abschiednehmend das Lager Minkens umgaukelt und waren dann wieder hinausgeflüchtet, dem geschiedenen Tagesgestirn nach, als dessen letzte Sendboten für heut sie seine letzten Grüße hereingetragen hatten.

In Minkens Körper war das schon entwichen geglaubte Leben noch einmal erwacht, freilich nur, um Minken erkennen zu lassen, daß er ein Sterbender war. Was alles tröstende Zureden der Kriegels bei Irene nicht zuwege gebracht, vermochte der erste leise Seufzer, der das zurückkehrende Bewußtsein des Totgeglaubten anzeigte. Irene erhob sich aus ihrer stundenlang beibehaltenen Lage und hockte sich neben der Strohschütte nieder, die dunklen, halb erloschenen Augen unverwandt auf des Sterbenden Antlitz gerichtet. In dieser Stellung empfing sie aus dem Vaterauge den ersten erkennenden, liebevollen Blick. In dieser Stellung verharrte sie, als der vom Grafen Eichen endlich hergeschickte gräfliche Hausarzt erschien, um nach kurzer Untersuchung der Schußwunde Minkens und seines Allgemein-Zustandes sich achselzuckend und ohne jede Aeußerung wieder zu entfernen. In dieser hockenden Stellung verharrte Irene jetzt am Abend noch immer und schaute wortlos und unentwegt dem Vater in das blasse Gesicht, der nun wieder schlafend oder von neuem bewußtlos geworden dalag.

Mutter Kriegel, die sich den ganzen Tag über auch kaum vom Fleck gerührt, jedenfalls ihren zurückgezogenen Beobachtungsposten keinen Augenblick lang aufgegeben hatte, stand jetzt auf. Sie mußte endlich auf ein Viertelstündchen wenigstens hinübergehen, um einmal nach der eignen Wirtschaft zu sehen. Um Irene nicht im Dunkeln mit dem Sterbenden allein zu lassen, begab sie sich vorher noch auf die Suche nach irgendwelchem Beleuchtungsmaterial. Indessen wollte es ihr trotz ihres Scharfblickes in derartigen praktischen Hausangelegenheiten nicht gelingen, etwas andres, als zwei lange, mit dickem Harzüberzug versehene und offenbar zu Fackeln bestimmte, kienene Knüttel aufzutreiben. Als Mutter Kriegel eine dieser Fackeln in Brand gesetzt hatte, entdeckten ihre Augen an der dem Fenster gegenüber liegenden Schmalwand auch einen Eisenring, der durch die Art der Anbringung schon seinen, zur Aufnahme der Fackel dienenden Existenzzweck verriet. Behutsam schob Mutter Kriegel das untere Ende ihrer glührot brennenden Kienfackel so weit durch den eisernen Ring, daß jede Feuersgefahr während ihrer Abwesenheit ausgeschlossen wurde. Dann trat sie zu Irene und legte ihre braune, schwielige Arbeitshand sanft auf des Kindes schwarzlockigen Kopf.

„Muß Dich jetzt auf 'n paar Minuten allein lassen, Mädel,“ sagte sie dabei in so weichem Ton, als ihrer rauhen Stimme nur irgend zu Gebote stand, „brauchst Dich aber inzwischen nicht zu fürchten, Irenchen, 's brennt ja Licht und die Mutter Kriegeln ist auch gleich wieder da, hörst?“

Irene schien jedoch nichts von dem Gesagten vernommen zu haben; wenigstens deutete keine Veränderung in ihrer Stellung darauf hin, und mit einem unterdrückten Seufzer wandte sich die alte Frau ab, um hinauszugehen.

„Das Mädel ist der ganze Vater!“ murmelte sie dabei kopfschüttelnd vor sich hin, „ich versteh' das Kind so wenig, wie ich den Alten je verstanden hab'. 's ist 'n wahrer Jammer um die beiden. Armes, kleines Ding!“

Mit diesen schlichten, ungekünstelten Worten wahren Mitleids trat die brave Mutter Kriegel auf die Straße hinaus und machte behutsam die Thür hinter sich zu. —

Hätte die einfache, alte Arbeiterfrau das nötige Verständnis dafür besessen, sie hätte selbst sofort wahrnehmen müssen, welch ein eigenartiges Bild gruseliger, wilder Romantik sie durch das Anzünden der

Kienfackel mit einem Schlag in dem kleinen Raum hervorgezaubert hatte.

Ein glutroter Flammenkern, von rötlichgelber Lohe umflackert, loderte der Kienbrand bald mehr, bald minder hoch empor und warf seinen ungewissen, zuckenden Schein fast durch den ganzen Raum, alles in ein blutgefärbtes Licht tauchend. Finster schauten die schwarzgeräucherten Balken des Dachfirstes hernieder, während dagegen die Kahlheit der Wände unter der halb magischen, halb grausigen Beleuchtung eine erschreckliche Deutlichkeit gewann. Kraß trat unter ihrer Einwirkung das elende Strohlager hervor. In scharfer Plastik hoben sich von demselben die Formen des darauf ruhenden Körpers ab, hauptsächlich das Gesicht mit den geschlossenen Augen, das einen unheimlichen Ton zwischen Marmorblässe und Glutröte erhielt. Und daneben der aufs Lager niedergebeugte Kopf des zusammengekauerten Kindes, von dessen glänzendem, blauschwarzem Haar feurig funkelnde Reflexe absprangen. — Es war in seiner Gesamtheit ein Bild von furchtbarer, düster-wilder Phantasie!



Immer vergnügt.

Wirklich spaßhaft ist es, eine solche Hundefamilie zu beobachten, wie der Maler obigen Bildes der Natur nach sie abgelauscht hat. Das wälzt, zaust und rupft sich ohne Unterlaß und äußert darin ein Vergnügen, dem der denkende Mensch fast neidisch gegenüberstehen könnte. Wie vieler Zeit, Mühe, Sorgsamkeit und Kosten bedarf es, ein Menschenkind aufzuziehen, bei den Tieren ist Mutter Natur viel freigebiger gewesen.

Die Lippen des sterbenden Mannes fingen plötzlich an, in leise Bewegung zu geraten. Der Kopf bewegte sich unruhig hin und her. Die Hände ballen sich ruckweise zu Fäusten und lösen sich dann wieder aus der krankhaften Zusammenkrallung. Die Augenlider öffnen und schließen sich in verschieden langen Pausen. Mehr und mehr geht der unheimliche Farbenton seines Gesichtes in ein erhitztes Rot über. Schüttelt ein Wundfieber den Todverfallenen noch kurz vor der Pforte des Grabes? Wollen wirre Fieberphantasien die stets umdüsterte Seele dieses Mannes noch im letzten Augenblick mit ihren tollen Bildern völlig zerrütten?

Mit einemmale schnellt der Oberkörper des sterbenden Mannes jäh empor. Weit, unnatürlich weit öffnen sich die Augen und die emporgehenden Lider geben einen wildrollenden Blick frei, der die lohende Fackel trifft und von ihr gedankenvoll über alle Gegenstände hinirrt, die sämtlich in Glut zu stehen scheinen. Aber etwas liegt in Minkens Augen, das mehr und mehr anwächst und, trotzdem sie nicht aufhören, im Fieberwahn zu glänzen, doch ihren Ausdruck bald mit voller Deutlichkeit beherrscht: es ist das Aufglühen eines grimmigen, unversöhnlichen Hasses.

(Fortsetzung folgt.)



Zu unsern Bildern.

Zudringlich! Das kleine Luischen ist in einer mißlichen Lage. Sie hat die alte Mieze und die beiden kleinen herzlich gern. Sie sind immer so possierlich und es läßt sich nett mit ihnen spielen. Das hat sich die Mieze gemerkt und möchte der Luise auch jetzt wieder gern helfen. Aber hier hört bei unsrer Freundin die Gemütlichkeit auf. Ihre dicken Aermchen und das volle runde Gesicht liefern den besten Beweis, daß sie von jeher dem Grundsatz gehuldigt, daß nur selber Essen was nützt. Diese komische Verlegenheit in ihrer augenblicklichen schwierigen Lage hat der Maler sehr gut wiederzugeben verstanden, und auch das Spielen der Kleinsten des Katzenvolkes, deren eine eben einen Schuh erwischt hat, ist lebenswahr dargestellt.



Ernst und Scherz.

Wie man sich bei einer Sonnenfinsternis zu verhalten hat. Gelegentlich der für den 16. September 1327 erwarteten Sonnenfinsternis entwarf Meister Rembot, des römischen Königs und des Erzbischofs Mathias von Mainz Medicus, für den letzteren eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln: „Weil die morgen eintretende Sonnenfinsternis die Lebenskraft wesentlich alteriert, vermindert oder verdirbt, indem der Lichtradius jenes großen Körpers, welcher alles Lebens Geber, von der Erde hinweggenommen wird und durch die Dazwischenkunft eines geringeren Lichtes abnimmt, so daß die Lebensgeister vermindert werden, ist es notwendig, durch künstliche Mittel für die Erstgrkung und Erhaltung der Lebensgeister Vorkehrung zu treffen, und zwar in der Weise, wodurch nach Avicennas Vorschrift des Lebens Geister und Kraft durch auserwählte Speisen und Getränke, Meidung alles dessen, was betrüben kann, durch geistigen Umgang mit liebenswürdigen Gegenständen erhöht werden. Desgleichen soll man in verschlossner, durch Feuer verbesserter Atmosphäre weilen, vor freier Luft sich hüten, einer reichlichen Abendmahlzeit und längeren Schlafs genießen, des Morgens ein Glas edlen Vernacciawein oder sonstiges feuriges Getränk, samt einer Kruste Brot zu sich nehmen, worauf dann nach einer mäßigen Pause eine gute Mahlzeit folgen mag. — Dieses ist, was Eure demütige Kreatur, Meister Rembot, Eurer Herrlichkeit ins Gedächtnis rufen will."

Die berühmten Bäder in Wiesbaden (Kochbrunnen, Adlerbrunnen, Schützenhofbrunnen) waren schon früh stark besucht. Ende des 17. Jahrhunderts gab es daselbst 25 Badehäuser, von denen das Bürgerbad für die Einwohner Wiesbadens, ein eignes Bad für die Juden und das Hospitalbad für die Armen bestimmt waren. 22 Bäder standen den Fremden zur Verfügung. Die Badepreise waren von der Obrigkeit festgesetzt. Die Anzahl der eigentlichen Kurgäste (ausschließlich der täglich Ab- und Zureisenden) betrug durchschnittlich 3924 Personen. Für die Unterhaltung der Gäste war gesorgt. Beim Schall einer leidlichen Musik fand man auf dem beim Kochbrunnen angelegten, mit zwei Reihen Akazienbäumen bepflanzten Kranz von 8 bis 10 Uhr eine Menge Menschen, die dieser Platz kaum zu fassen vermochte; eine Schauspielergesellschaft gab in einem elenden Saaltheater bei ärmlicher Beleuchtung und schlechter Musik schlechte Vorstellungen, und nie wurde Thaliens Heiligtum so entweiht und nie die Sprache so mißhandelt, wie da. War das Wiesbadener Leben an Werktagen still und einförmig, so zeigte sich Wiesbaden an Sonn- und Feiertagen in einer ganz andern Gestalt. Der Zusammenfluß von Besuchern aus benachbarten Orten, vorzüglich von Mainz, war dann groß. In den Sälen des Schützenhofs wurde bei freiem Eintritt die ganze Nacht hindurch getanzt, wobei es oft ausgelassen lustig herging. Die Spieltische wurden bestürmt; Studenten, Handwerksburschen usw., alle in seltsamsten Gemisch drängten sich zusammen.

Vexierbild.



(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Drei schöne Dinge. Der Komponist Gluck liebte außer der Musik auch gutes Essen und Geld. Eines Tages wurde er von Freunden gefragt, was er auf Erden am meisten liebe, worauf er antwortete: „Drei schöne Dinge: Geld, Wein und Ruhm!" „Das ist nicht möglich," wendeten die Freunde ein, „da käme bei Ihnen der Ruhm ja erst nach dem Geld und dem Wein!" „Und doch ist es so," entgegnete der Maestro, „denn mit dem Gelde kaufe ich Wein, der Wein weckt mein Genie, und mein Genie verschafft mir Ruhm!"

Auflösung

des Rätsels aus der ersten Nummer dieses Quartals:

Kunstpause.

Eine verhängnisvolle Frage. Vetter: „Jetzt frage ich Dich schon dreimal, liebe Base, was das eigentlich drüben für ein Gebäude ist?" Base (leise): „Meinst Du's denn wirklich ernstlich?" Vetter (verwundert): „Was willst Du damit sagen?" Base (noch leiser): „Das ist nämlich das Standesamt!"

Bestätigt. Weinwirt: „Ja, ich sage Ihnen, ich muß mein Geld sauer verdienen." Gast: „Ja, sehr sauer!"

Auf einem zukünftigen Postamt. Neuangestellter Beamter: „Hier ist eine Postkarte ohne Ansicht, wird die auch befördert?"

Der Türmer von Amiens. In Amiens steht auf dem Rathausplatz ein seltsam aussehender Turm, welcher die große Glocke trägt, die bei feierlichen Gelegenheiten geläutet wird. Er brannte zweimal ab, und das erste Mal, im Jahre 1524, war er der Schauplatz einer grauenvollen Szene. Der Türmer war auf die höchste Spitze des Turms hinaufgestiegen, bevor die Flammen ausbrachen. Als er wieder herabsteigen wollte, fand er zu seinem Entsetzen, daß Rauch und Feuer ihm den Weg versperrten. Er versuchte mit Gewalt einen Pfad sich zu bahnen, aber die Flammen trieben ihn zurück. Da eilte er nochmals auf die Spitze hinauf und schrie die bestürzte unten versammelte Menge um Hilfe an. Niemand konnte ihn retten, und als der Boden unter ihm zu heiß wurde, bat er, man möge aus Barmherzigkeit ihn erschießen. Diese Bitte wurde ihm gewährt, und nachdem er seine Seele Gott empfohlen hatte, stürzte er schwer getroffen nieder in die Flammen, die seinen Körper verzehrten.

Freimütig. Eines Abends, nach der Schlacht von Wagram, spielte Napoleon I. mit seinem Generalstab Vingt-et-un. Der Kaiser liebte dieses Spiel; es belustigte ihn dabei, scherzhafte Unterschleife zu machen, und dann lachte er herzlich über dieselben. Vor ihm lag eine Menge Gold, welches er auf dem Tisch ausbreitete und dabei dem General Rapp sagte: „Nicht wahr, die Deutschen mögen diese kleinen Napoleons recht gern?" — „Ja, Sire, viel lieber, als den großen!" versetzte Rapp; Napoleon aber sagte lächelnd: „Das heißt deutsche Freimütigkeit!"

Unverbesserlich. Ein Strafanstaltsdirektor entläßt einen Sträfling mit den Worten: „So, nun gehen Sie, arbeiten Sie und werden Sie ein ehrlicher Mensch! Bedenken Sie, es stehen Ihnen jetzt alle Wege offen." „Na, das ist gut", erwiderte der Sträfling vergnügt, „da wird einem das Stehlen doch nicht mehr so verdammt schwer gemacht werden."

Verkanntes Genie. Der französische Akademiker Legouvé fungierte in einer Provinzialstadt als Pate bei einer Kindtaufe. Als der neue Staatsbürger auf der Mairie in das Register eingetragen werden sollte, fragte der Beamte: „Ihr Name?" — „Legouvé." — „Ihr Stand?" — „Schriftsteller." — „Ihre Subsistenzmittel?" — „Die Feder." — „Sehr gut," und der Schreiber notierte im Register: „Als Zeuge fungiert Herr Legouvé, Buchdrucker und Federhändler aus Paris."

Zweisilbige Scharade

Die erste einen Namen nennt,
Das zweite man als Speise kennt,
Das ganze lustig ohne End'.

Dreisilbige Scharade.

Ein Leid, ein Ausruf und ein ewig Nein,
Wird stets der Grund von aller Freundschaft sein.

Scherzrätsel.

Ein Junge sagt: Mein rechter Vater und rechte Mutter leben noch, außerdem zwei Tanten mütterlicherseits und ein verheirateter Neffe meines Vaters; ich habe zwei Brüder und zwei Schwestern und bin doch das einzige Kind meiner Eltern. Wie erklärt sich das?

Auflösungen folgen in nächster Nummer:

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Rätsels: **Taub, Tuba**; des Zahlenrätsels: **Norma, Desdemona, Susanne, Anna, Amanda, Rosa, Dora, Rosamunde.**

Verantwortl. Redacteur A. Ihring, Berlin.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 36.